

Kieselsteine als Grabmitgaben : betrachtet aus dem Gesichtspunkt des Steinzeitalters

Objekttyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Argovia : Jahresschrift der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau**

Band (Jahr): **5 (1866)**

PDF erstellt am: **16.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

nische Indianerstämme, die den Verstorbenen in seiner Hütte beerdigen, brennen diese nieder, sobald sie diesen Wohnplatz verlassen. Auch mögen hier in diesem gemeinsamen Erbbegräbnisse eines Volksstammes die Leichen verschiedenartig bestattet worden sein, in so ferne sie verschiedenartigen Sippschafts- und Vermögensverhältnissen, ja wohl auch schon verschiedenen Glaubensrichtungen angehört haben werden. Die den Aether- und Himmelsgöttern dienende Religion brannte; sie that es, wie der Isländer Snorri sagt (er lebte von 1178 bis 1241) in dem Glauben: um so geehrter sei der Verbrannte im Himmel, je höher der Rauch in die Luft aufsteige. Der die Erdgötter bevorzugende Glaube begrub, ohne dass er deshalb die andere Bestattungsweise gerade ausschliessen musste. Denn beide Götterreihen sind verwandt, wie ja auch die Steinzeit und die Bronzezeit zusammen verwandt waren, da das Feuersteinmesser und das Bronzebeil in einem und demselben Grabe angetroffen wird. Erdentsprossene Götter sind nothwendig die Repräsentanten der Erde und der Metalle, und so sind auch ihre Symbole untrennbar: Stein, Erz und Eisen.

5. Kieselsteine als Grabmitgaben,

betrachtet aus dem Gesichtspunkte des Steinzeitalters.

Die Argovia des Jahrg. 1863 hat dem Steincultus eine eigene Darstellung gewidmet, auf welche zur Vermeidung von Wiederholungen hier zurück verwiesen werden muss. Der dem Steincultus zu Grunde liegende Leitsatz, welcher nach der Ursubstanz des Menschenkörpers forscht und als diese den Kiesel zu finden glaubt, erscheint vielfach variirt in den althochd. Paraphrasen der Genesis, welche Diemer zu Wien 1849 herausgegeben, und lautet daselbst, Anmerkungen 78 b, also:

des Menschen gepain
bedeutet dy herten stain.

Diese noch im elften Jahrhundert durch kirchliche Dichtungen fortgepflanzte Heidenmeinung über ein bald aus dem Waldbaume, bald aus dem Feldsteine hervorgegangenes Menschengeschlecht wird zwar nachmals von der feineren Empfindung der deutschen Mystiker entschieden abgelehnt, und Meister Eckard, † vor 1329, lehrt sehr nachdrücklich: Der mensche ist noch stein noch holz. Indessen

beharrte das niedere Volk, dessen sich selten ein berufener Lehrer annahm; auf seinen heidnisch materialistischen Vorstellungen, so dass dieselben wenigstens unserer familiären Ausdrucksweise bis heute eingeprägt geblieben sind. In Etners Hebamme 15 steht die Phrase: „aus einem Kieselstein entspringen“, denn des Menschen Knochengerüste wird steinhart gewünscht. Man lässt das Kind seine Milchzähnen in ein Mausloch werfen, indem man dabei spricht: Mäusel, ich gieb dir ein Beindel, gieb mir ein Steindel (schlesisch). Wird das Kind zum letzten Male gestillt, so thut dies die Mutter, indem sie auf einen Stein entblösst niedersitzt, alsdann bekommt das Kleine steinharte Zähne (Schlesien u. Altmark), vgl. Wuttke, Deutscher Volksaberglaube, 201. Auch bei aussereuropäischen und bei wilden Völkern gilt Aehnliches. Der Volksstamm der Papuas treibt bei der Geburt eines Kindes einen Kiesel unter die Rinde eines Baumes ein, Beide mit einander verwachsend feien das Leben des Neugeborenen, während dieses mit Umhauen des Baumes eben so sicher abgeschnitten sein würde. Bastian, Afrikan. Reisen 1859 1, 103. In der chinesischen Sprache wird der Begriff Kind und Steinchen mittels eines und desselben Wortes ausgedrückt (Schleicher, Deutsche Sprache, 12), und die örtliche Sage von in Stein verwandelten Menschen findet sich gleichmässig in Asien und in Europa vor. Es genüge an diesen wenigen Sätzen, blossen Nachträgen zu den vielen gleichnamigen, die in der Eingangs erwähnten Abhandlung gesammelt stehen.

Betrachten wir nun die steinbegrenzten, steingekrönten und im Innern mit symbolisch gelegten Kieseln versehenen Grabstätten zu Lunkhofen. Schon im Aufwege zu denselben, unmittelbar vor dem Eintritt in den ersten Tannenwald Spechthau sieht man rechter Hand am Rande des niedergehenden Schwarzwassers einen letzten Busch vom ehemaligen Laubwalde, in dessen Schatten ein erraticer, kegelförmiger Block über Mannshöhe steht. Dies ist der Kleinkindlistein, aus welchem die Lunkhofner sich ihren Bedarf an kleinen Kindern herausholen. Man fühlt sich dabei an das seltsame Wort bei Matth. 3, 9 erinnert: „Gott vermag dem Abraham aus diesen Steinen Kinder zu erwecken.“ Kommt man hierauf durch den Spechthau und über eine zweite Berghöhe zum Bärhau empor, so steht an dessen nordöstlicher Höhe im Grenzwinkel einer Bergmatte abermals ein erraticer Block, dessen Spitze man erklimmen kann. Im angrenzenden Walde ist jedes der 40 Hügelgräber mit einem Steinkreise (keltisch Cromlech = Kreispfeiler) aufgerichteter Findlingsblöcke umstellt und dadurch von seinem Nachbargrabe eben-

mässig abgegrenzt. Man erinnert sich im Dorfe, dass auch auf der Spitze der Grabhügel ein einzelner Felsblock (wälsch Menhir) stand, manchmal ihrer zwei bis drei mit einer horizontal darüber gebreiteten Legeplatte (bretonisch Dolmen, von taol, Tafel, und men, der Stein). Jedoch von diesen Krönungen ist keine mehr ganz, ihr schönes Material ist zur Verdohlung der Güter und Bergwege fortgeschafft, die noch vorhandenen liegen gestürzt und übermoost im feuchten Boden des Laubwaldes. Aber ihr ehemaliger Zweck redet noch aus den Namen, unter denen solcherlei Stand- und Tafelsteine in den ältern Marchbeschreibungen eingetragen stehen. Sie heissen Steintisch, Ofenloch (dänisch Iynovne), Bettelküche, Teufelsküche, Teufelskancel, und der Volksglaube berichtet übereinstimmend, ein aus der Fremde gekommenes Volk, „Zwerge, Zigeuner, Heidenbettler“, habe bei ihnen abgekocht. Schalensteine nennt man sie, wenn kleine rundliche Vertiefungen in sie eingebohrt sind, als ob sie Näpfchen oder Schalen wären, das Weihwasser darin aufzunehmen. Jener schöne Trilithenbau, der benachbart am linken Reussufer im Walde beim Kloster Hermeteschwil steht, hat auf seinem Dachstein eine fussfohlenähnliche Vertiefung, und die zwischen seinen Steinpfeilern vorgefundene Aschenlage gab Veranlassung zur Sage, man habe hier den Zwergen Brandopfer angezündet, bis einst Frevler Pistolenschüsse hineingefeuert und die darinnen hausenden Erdmännchen vertilgt hätten. Aarg. Sag. no. 205. Denn allerdings sind solche Ragsteine gewesene Altäre, sowie die in den darunter liegenden Grabhügeln vorkommenden Feuerstellen Opferstätten gewesen sind. Der Brauch des Landvolkes, bei solchen Steinen zu opfern, ist noch in unsern heutigen Tagen bei Kelten, Deutschen und Slaven, von der Normandie an bis in die Ostseeprovinzen, mehrfach beobachtet worden. Der russische Bauer am Peipussee legt kleine Münzen auf die erratischen Uferblöcke. Zu Ermes in Kurland wurde 1836 ein solcher Götzenstein durch den lutherischen Ortspfarrer Karlblom zerstört; zu Kurisch-Angern erst 1846 ein gleicher durch die dortige Pfarrersfamilie Brand weggeschafft, um dem heidnischen Opfern von Geld, Handschuhen und Bändern ein Ende zu machen. Kruse, Ehstnische Urgesch. 183. Es ist auch noch jüngsthin als ein bairisch-fränkischer Brauch in dem ethnographischen Sammelwerke Bavaria gemeldet worden, beim Eintritt in einen grossen Wald Gaben auf einen Stein niederzulegen: Brod, Baumfrüchte und Beeren. Damit meint man die Angriffe des im Walde hausenden „Heidelbeer-mannes“ (euphemistisch für Heidenmann) von sich abzuwehren.

Das Wort Opfern wird dabei ausdrücklich mit gesprochen. Ebenso wenn ein Kind aus tirolisch Burgeis zum ersten Male in die dortige Zerzer Alpe mit genommen wird, muss es am Wege einen zufälligen Kiesel aufheben, ihn auf der Legseite anspucken und auf jenen Steinhaufen werfen, unter welchem dorten die Wilden Fräulein wohnen; dazu spricht es: Ich opfere, ich opfere den Wilden Fräulein! Wer es unterlässt, wird von diesen sofort gestraft. Zingerle, Tirol. Sitten, pag. 136. Indem man nämlich auf die untere Seite des Feldsteines spuckt und ihn in seine vorige Lage zurücklegt, glaubt man das Bluten und Seitenstechen zu heilen. Wenn ferner eine Wöchnerin an Einschuss in den Brüsten leidet, so nimmt der Mann früh Morgens einen tiefliegenden Feldstein auf, kreuzt damit die kranken Brüste und legt ihn auf seine vorige Unterseite zurück, dass ihn hier kein Licht bescheine. Wuttke, Volksaberglaube 159.

Diese Bräuche zusammen vermögen wohl eine Erklärung abzugeben über den Zweck jener räthselhaften Kieselsteine, die in allen untersuchten Aschenschichten der Gräber des Bärhaues vorkommen. Sie gehören hier entschieden zu den Graburnen selbst, weil sie zum Theil unter diese hineingelegt vorgefunden werden, und spielen also eine nicht geringere Rolle im Grabcultus als diese. „Scherben und Kieselsteine in's Grab zu werfen,“ wird in Shakespeare's Hamlet (V, 1) ausdrücklich als „nicht kirchliche“, d. i. als heidnische Begräbnissweise bezeichnet. *) Es bestimmt sich nach der Grösse der Graburne und des zu ihr gehörenden Legkiesels wahrscheinlich auch das Lebensalter des hier Bestatteten, denn in einzelnen Fällen haben die dabei liegenden Gerippreste jenes von der Grösse oder Kleinheit der Kiesel angedeutete Lebensalter der einzelnen Leiche wirklich bestätigt. Das Grab oder die Urne eines Kindes ergiebt kleinste farbige Quarze und Flusskieselchen, die theils vom Wellenschlag der Reuss rund wie ein Spielschusser gerollt, theils von Menschenhand würfelförmig zugehauen sind und so mit ihren rothen und braunen Bruchflächen glänzen. Neben diesen Steinkügelchen und Würfeln begegnen eiförmige Steine, von der Grösse eines Taubeneies bis über den Umfang des Strausseneies. Ihre ursprünglich unzulängliche Form ist auf dem Reibsteine nachgebessert, denn beide Seiten sind theilweis über Gebühr flach geschliffen. Jener zuerst geöffnete Grabhügel, der unter no. 1

*) Ein Hinweis, welchen man den allseitigen Forschungen unseres Dr. Ferd. Keller (Helvet. Heidengräber) zu verdanken hat.

und no. 16 des Fundverzeichnisses erwähnt ist, hatte 24 Fuss Durchmesser auf $4\frac{1}{2}$ Fuss Höhe. Er wurde von uns rings im Umkreise seines äussern Steinkranzes grabenförmig angestochen und von da aus nach innen zu bis auf den selbstgewachsenen Boden hinunter abgedeckt. Er zeigte eine den ganzen Hügel gleichmässig durchziehende, ausgeebnete Brandschichte mit zahllosen calcinirten Gebeinstückchen, darunter den vom Feuer ziegelroth gebrannten Lettenboden, mittendurch hie und da Laubreste von der alten Leichenstreue. Auf etwa 7 Fuss Tiefe fand sich in der Mitte des Grabes eine Schüssel in Gestalt eines Schiffchens, mit Graphit überstrichen. Sie war vorsichtig umgekehrt gestellt, mit dem Bauche nach oben, die Ränder auf darunter geschobene Steinplättchen aufgesetzt, so dass man eine solche Stützplatte herausheben und mit flacher Hand unter die Urne hineinlangen konnte. Sie war vollständig leer bis auf jenes eiförmig zugeschliffene Steinchen, dessen daher in no. 16 des Fundverzeichnisses besonders gedacht ist. Dasselbe war erst nach vollzogenem Leichenbrande unter die Urne gelegt worden, denn es ist ungeglüht und trägt nur auf seiner untern Seite die Aschenschwärze an sich. Hier lag also der Kiesel offenbar als eine symbolische Grabmitgabe. Allein sowohl auf der Stelle anderer Brandschichten, als auch bei nicht verbrannten, sondern beerdigten Leichen fanden sich bald kugel-, bald walzenförmige Steine, von Apfel- bis über Faustgrösse, die sämmtlich aus dem Flussbette der Reuss zu Berg geschafft, durch Abschleifen noch vollständiger zugerundet worden und den Bestatteten einzeln beigegeben waren. Man hat ihrer während der Ausgrabung wohl hundert der Bestgeformten aufgenommen und ein Zwilchsäcklein voll mit heimgebracht. Besonders erwähnenswerth darunter ist die Hälfte eines grossen Rollkiesels, welche tellerförmig ausgehauen ist (no. 18 des Fundverzeichnisses), und ein aus Thon gebackener Schleuderball, von welchem noch am Schlusse dieses Abschnittes gehandelt wird. Da sich solche künstlich abgeriebene Rundsteine in sehr vielen Heidengräbern und in grosser Anzahl vorfinden, so darf hier nicht ganz übergangen werden, welche Zwecke man ihnen bisher beizuschreiben pflegt. Man hat beobachtet, wie die Indianerfrauen vom Stamme der Mandaner, am westlichen Ufer des Missouri sesshaft, mit einem solchen handvölligen Stein die innere Höhlung des zu einem Geschirr zu formenden Thons ausweiten und auseinanderreiben, und Lisch, Meklenb. Jahrb. 15. 261 ist geneigt anzunehmen, die in deutschen Heidengräbern so häufig zum Vorschein kommenden Steine von auffallend abgerundeter Form könnten ebenso zur

Anfertigung der Todtenurnen gedient haben. In unserm Falle spricht bald die allzu winzige Form dieser Steineier, bald ihre walzenartige, unhandliche Grösse dagegen. Man nannte sie auch Klopff- und Knacksteine, in der Voraussetzung, es habe mit ihnen das Volk der ältesten Zeit seine Steingeräthe zurecht geschlagen. Abgerechnet aber, dass das technische Verfahren hiefür als ein anderes und besseres bereits erkannt ist, so fehlen ausserdem dem Lunkhofner Kegelgrabe alle jene Steinbeile, Feuersteinspäne und Kristallpfeilspitzen vollkommen, deren Vorkommen sonst auf die wirkliche Steinzeit zurückweist. Rollsteine nennt man sie in der Voraussetzung, dass man mittels ihrer Unterlage die grossen Dachsteine der Hünengräber über eine schief angelegte Ebene auf die Höhe des Grabes und auf die dorten errichteten Tragsteine hinauf gerollt habe. Hiezu wären aber unsere hier liegenden Weissteine fast alle zu klein und würden von der Last darüber gehender Felsblöcke erfolglos in den Lehmboden versenkt worden sein. Sodann sieht man in ihnen auch solcherlei Reibsteine, mit denen die Urbevölkerung das Brodkorn in muldenförmigen Steinunterlagen zugerieben habe; oder Schleudersteine, mit denen man den Feind von ferne bekämpfte. In beiden Fällen, bemerkt dagegen Lisch, wäre die Arbeit viel zu gross gewesen, Steine mühsam abzurunden, um sie dann zusammen wegzuwerfen, entweder beim Angriff oder beim Begräbnisse. Dieser so sehr überzeugende Einwand ist aber durch Ferd. Keller entkräftet, der an den ei- und kugelförmigen Steinen, die er sowohl in Gräbern als namentlich im Schuttboden der helveto-römischen Vindonissa zahlreich aufgefunden, auf das Gutachten erfahrener Geologen und Techniker hin nachweist, dass sie weder zufällig durch den Wellenschlag, noch mühselig durch blosser Menschenhand gerundet, sondern ein Fabrikat sind. Sie wurden in Holzfässern, deren Vorhandensein bei den Galliern Plinius kennt, durch dasselbe Verfahren rund gerollt, das heut zu Tage bei Verfertigung der steinernen Spielkugeln für Kinder in Anwendung ist; und so konnten sie also den Schleuderern als ein gutes und wohlfeiles Wurfgeschoss dienen. Anzeig. f. Schweiz. Alterthumsk. 1855, no. 4, 53. Somit sind sie allerdings eine aus der Steinzeit stammende und in der Bronzezeit technisch vervollkommnete Waffe. Da sie sich aber in unserm Kegelgrabe, das über die Werkzeuge der Steinzeit schon so weit hinaus gerückt ist, so sehr zahlreich und selbst in der Minimalform von Kinderspielzeug vorfinden, oft bei einem Gewichte von $1\frac{1}{2}$ und $1\frac{3}{4}$ Loth; da sie ferner hier bei keiner Einzelleiche jemals mangeln, so darf

in diesen, der Vieldeutigkeit ohnehin so lange ausgesetzt gewesenen Kugeln ein an die dunkle Steinperiode zurück erinnerndes Symbol erblickt werden. Namentlich jener zum Teller zugehauene Rundkiesel ist es, ein Fund, wie schon Klemm (Alterthumsk. 159) einen solchen beschreibt und zu dem Allerseltensten der Grabalterthümer zählt, aus dem wir die Berechtigung schöpfen, beim Lunkhofner Grabe vom Steinzeitalter zu reden und Sinnbilder dieser Urzeit in den zugeschliffenen Schleudersteinen zu erkennen. Wenn der Fels der Repräsentant der Gottheit gewesen, so konnte auch der in's Grab gelegte Stein eine religiöse Pietät gegen Abgestorbene ausdrücken. Noch jetzt ist es ein schottisches Sprichwort: Ich will einen Stein auf deinen Cairn (ein aus Steinschutt erhöhtes Grab) werfen, d. h. dich noch im Grabe ehren. Keferstein, Kelt. Alterth. 1. 209.

Jedoch alle religiösen Symbole werden in der fortschreitenden Zeit einmal unbrauchbar. Sobald sich die menschliche Anschauung vervollkommnet, sieht man ihnen ihre rohe inhaltslose Aeusserlichkeit an, die mit dem innern Wesen des zu Bezeichnenden nicht mehr übereinstimmt. Alsdann wird das heilig gewesene Symbol entweder ganz beseitigt, oder doch unter die andern antiquirten Zeichen des ältern Culturstadiums schweigend zurückgestellt.. So lange z. B. dem Hindu der Hymalaja als Göttersitz galt, hiess ihm jeder von diesem Gebirge durch Flüsse herabgespülte Kiesel ein hochheiliges „Saligram“, galt als eine Personification des Gottes Vischnu und wurde auf einem Elephanten in den Tempel gebracht. Heute sucht man dorten die Flusskiesel zum Bau der indobritischen Eisenbahnen zusammen und fährt auf den Saligrams spazieren. Ein ähnliches Schicksal mögen diese Kugeln gehabt haben. Der in der Steinzeit mit in's Grab gelegte Weihstein galt dem Geschlechte des darauf folgenden Bronzezeitalters als Weisstein, nicht höher und für mehr, als heute jener eirund ausgewählte Kiesel, den der Gemärker zu den herkömmlichen Kohlenstücken und Ziegelscherben unter den neuen Grenzpfahl eingräbt; man nennt ihn da den Zeugen. Und wie er da nach Verlauf langer Zeit noch den Hergang bezeugt, in welcher Ordnung hier einst die bestimmte Grenze errichtet worden war, so werden auch diese Grabkiesel als Zeugen und Weissteine gegolten haben, um die Reihenfolge anzugeben, wie in einem so grossen Grabhügel die Asche des Einzelnen unter dem Hundert von mitverbrannten urnenlosen Leichen zu liegen gekommen ist. Als solche Weissteine haben sie uns selbst bei Durchgründung des Grabes förmlich Dienste geleistet. Schaufel und Karst begann vor-

sichtiger zu arbeiten, so oft neuerdings ein recht markirter Rollkiesel im Lehm Boden zum Vorschein kam, weil er uns einen neuen Fund als in nächster Nähe richtig voraus ankündigte.

Nach dem bisher Gesagten dürften sich folgende Sätze wohl einer geneigten Prüfung empfehlen. Diese weder in dem Lunkhofener Waldboden vorkommenden, noch auch der Lehmerde der aufgetragenen Grabhügel natürlich zustehenden Rund- und Eikiesel sind aus dem Reussflusse zu Berg getragen, künstlich abgeschliffen und den Todten gewidmet worden in Rückerinnerung an die Zeit der Altväter, deren religiöser Glaube es gewesen war, das Gestein der Mutter Erde ergebe das Knochengerüste des menschlichen Körpers. Hiezu hat man den ei- und den kugelförmigen Kiesel mit grundsätzlicher Beharrlichkeit gewählt; den eiförmigen, weil er als ein Heilstein gilt, der vom Leidenden angehaucht und auf die Hauchseite in den Boden zurückgelegt, schmerzstillend wirken soll. Mit ihm versenkt also der Ueberlebende seinen Schmerz um den Hingeschiedenen, er wirft aber auch sein eigenes Körperleiden damit in ein offenstehendes Grab. Der kugelförmige Kiesel, ein Schleuderstein, mag als die wohlfeilste Waffe zugleich eine kriegerische Mitgabe für jeden Wehrhaften gewesen sein, und eben einer solchen brauchte sodann auch der Aermste im Volke bei seinem Hingang nicht zu ermangeln. So erklärt sich uns die Mitgabe des Steines doppelt, wie wir sie auch bei beiderlei Geschlechtern wirklich vorgefunden haben. Eisen- und Holzgeräthe verwest in der Erde gänzlich, Silber wird grauschwarz, Gold steht nur dem Reichsten zu. Aber Thongefäss, Bernsteinperle, Bronze-geräthe und Steinwaffe dauern im Boden ewig aus. Auch ein technisch schon mehr vorgeschrittenes Geschlecht greift daher in der Wahl seiner Grabmitgaben noch nach dem gewöhnlichen Stein.

Das Mittelglied zwischen diesem Steingeräthe und dem im nachfolgenden Abschnitte zu behandelnden Thongeräthe bilden zwei gedörrte Lehmkugeln, die eine von $4\frac{1}{2}$ Zoll Durchmesser, die andere nur $1\frac{1}{2}$ Loth schwer, die eine also in der Grösse der Schleudersteine, die andere in jener der Kinderschusser, welche beide ebenfalls als Leichenmitgabe im Heidenhügel ausgegraben worden sind. Auch ihre Bestimmung ist durch Ferd. Kellers glücklichen Blick festgestellt, er hat solcherlei Lehmkugeln auf dem Boden der Stadt Vindonissa, sowie eine ebenfalls in einem Grabe erhoben, dieselben im Feuer glühend gemacht und damit Stroh und andere entzündliche Stoffe, nach denen sie geschleudert wurden, wie mit glühenden Eisenkugeln augenblicklich entzündet; diesen

Versuch gab ihm das richtige Verständniss jener Stelle in Cäsars Commentaren ein, 5. Buch, 43. Kap., wonach die Gallier mit aus Thon geformten, glühend gemachten Kugeln („ferventes fusili ex argilla glandes“) die Strohdächer des römischen Winterlagers bewarfen und in Brand steckten. (Anzeig. f. Schweiz. Alterthumsk. 1855, no. 4, 52.)

6. Urnen, Topfscherben, Geschirrverzierung.

Ueber die Anfertigungsweise des in den Lunkhofner Gräbern so zahlreich vorgefundenen Thongeschirres hat ein Geschirrfabrikant hiesiger Stadt die Gefälligkeit gehabt, eingehende Erklärungen uns abzugeben, die mit den bisherigen Angaben der deutschen Archäologie recht wohl zusammenstimmen. Von vorne herein muss hier Graburne und Hausgeschirr von einander geschieden bleiben, die erstere Gattung fällt bei uns unter das Schwarzgeschirr, die zweite unter das gemeine erdgelbe. Alle Graburnen sind von gleichem Thon und Ueberzug. Der Thon ist geschlemmt, durch und durch tiefschwarz, reichlich durchmengt mit grobgestampftem Granit, Quarz und Glimmerschiefer, die feinen Blättchen des letztern schimmern goldgelb aus Fläche und Bruch hervor. Die Geschirrwände sind mit feinerem Thon nachträglich überzogen und so geglättet, dass nichts von der Menge der eingekneteten Granitkörner uneben vorragt, dann mit Graphit (sogen. Wasserblei) überstrichen und abgerieben; jetzt noch glänzen die Flächen metallisch. Alles ist an einer offenen Flamme gebacken, denn die Härte mangelt durchaus. Ferner lehrt die Vergleichung mit anderm vorzeitlichen Geschirre, namentlich aus den Pfahlbauten, dass auch dieses hier ohne Töpferscheibe gefertigt ist; gleichwohl wird ein ungeübter Blick eher das Gegentheil annehmen, weil die Gleichmässigkeit der Verhältnisse im Bau dieser Urnen und ihre weite Schwingung sehr besticht, und weil namentlich unausgeebnet gebliebene rissige Striemen der Innenwände an den Mechanismus der Drehscheibe erinnern. Die zweite hierliegende Hauptgattung ist Hausgeschirr, alte Russflecken zeigen, wie häufig es dem Herdfeuer ausgesetzt gewesen war. Von Farbe ist es braungelb und ziegelroth, manchmal ist es auch mit Rothstein durchaus überstrichen. Es findet sich gleichfalls den Leichen beigesezt, alsdann zeigt seine schmierig anzufühlende Füllung, dass es Speisevorräthe zur Wegezehung der